Alliierten, die deutschen Industrieherren zur Zahlung zu zwingen, die Abwälzung aller Lasten auf den deutschen Mittelstand zu verhindern, weil darin eine Gefahr für den sozialen Frieden in Europa liegt und sich wieder zu einer „Einheitsfront“ zusammenzuschließen. Dann würde auch die Bajonettage ihre Schärfe verlieren, denn ein passiver Widerstand gegen alle Verbündeten ist unmöglich. Der allein aber: die Alliierten müssen Rußland vom Bolschewismus befreien, nicht durch kriegerische Mittel, sondern etwa mit den Methoden, die Amerika in seinem Verkehr mit Rußland anwendet. Es muß verhindert werden, daß Rußland von einer einzigen Macht, noch dazu von Deutschland, wieder aufgebaut wird.

Diese Gedanken eines tschechischen Politikers seien wiedergegeben, nicht weil etwa zu erwarten wäre, daß sie auf die Lösung der internationalen Streitfragen wesentlichen Einfluß gewinnen könnten — selbst innerhalb des tschechischen Volkes steht nur eine Minderheit hinter solchen Ideen —, sondern weil sie das vielerörterte Problem im Licht einer eigenartigen Auffassung zeigen. Sie sind auch deswegen nicht uninteressant, weil aus ihnen ersichtlich wird, daß die panslawistische Ideologie, die mit der französischen in dem Mißtrauen gegen Deutschland harmoniert, sich in gewissen Dingen ein selbständiges und kritisches Urteil gegenüber der französischen Politik wahrt. Mit der Feststellung der Tatsache, daß die internationale Diplomatie in ihren Zukunftsplänen auf Rußland zu wenig Rücksicht nimmt, hat Kramarsch wahrscheinlich sogar recht. Es ist bedauerlich, daß sein Urteil durch die Antipathie gegen Deutschland und die blinde Voreingenommenheit gegen das neue Rußland getrübt wird. Dadurch verlieren die an sich großzügigen Formulierungen dieses Politikers die Fähigkeit, als brauchbares Material für den Bau der europäischen Zukunft verwertet zu werden.

Benesch in Rom.

Eigener Dienst der „Vossischen Zeitung“.

* **Prag**, 26. August.

Außenminister Dr. Benesch fuhr heute mit dem bevollmächtigten Minister Dvorecsek nach Rom, von wo er Ende nächster Woche nach Genf reist. In Genf wird er, wie die „Tribuna“ mitteilt, die Vorverhandlungen zu dem tschechoslowakisch-italienischen Handelsvertrag aufnehmen. In Genf werde auch Benesch mit Bethlen zusammentreffen. Die offiziöse „Prager Presse“ und das dem Ararminministerium nahestehende „Ceske Slovo“ betonen, daß den wichtigsten Programmpunkt der Genfer Völkerbundsagung die Abrüstungsfrage darstellen werde. Die Lösung dieses Problems sei für Europa eine wichtige ökonomische Forderung geworden. Die Reparationsfrage werde, wie verlautet, von den neutralen Mächten zur Diskussion gestellt werden. Unentschieden sei, ob die Sanierung Ungarns nach in dieser Tagung in Angriff genommen werde. Die Voraussetzungen seien, wie die „Prager Presse“ meldet, noch nicht gegeben, da zuerst die beteiligten Nachbarn und die Reparationskommission ihr Votum abgeben müssen. Die Reise Beneschs nach Rom verfolge den Zweck, sich über die schwebenden rechtlichen, wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen und über die Stellungnahme Italiens und das Genfer Programm auszusprechen.

Birkenheads Taktlosigkeit.

Ein ehemaliger Minister des Kriegskabinetts des Präsidenten Wilson hatte sich in einem öffentlichen Brief an den Vorsitzenden der amerikanischen juristischen Gesellschaft darüber beschwert, das Lord Birkenhead, der jetzt in Amerika eine politische Rundreise veranstaltet, in taktlosen Reden an der Friedenspolitik des Präsidenten Wilson Kritik übe. Er verlangte, daß die Einladung Lord Birkenheads auf die Jahresversammlung der amerikanischen juristischen Gesellschaft widerrufen werden solle. „Westminster Gazette“ und „Daily Herald“ kommentieren diesen amerikanischen Protest dahin, daß der englischen Oeffentlichkeit nichts anderes übrig bleibe, als sich bei Amerika wegen des unhöflichen Verhaltens Lord Birkenheads zu entschuldigen.

Poincarés historischer Sonntagskursus.

Eigener Dienst der „Vossischen Zeitung“.

* **Paris**, 26. August.

Poincaré hat am Sonntag wieder zwei Reden gehalten, die eine in Chaffen vor einem Kriegerdenkmal, die andere in Godrécourt bei der Einweihung eines Denkmals zur Erinnerung an die Ankunft der ersten amerikanischen Truppen an der Front. Im Chaffen sagte Poincaré unter anderem aus, daß er die Opfer Frankreichs indem Kriege 1870/71 in Erinnerung rief und gleichzeitig auseinandersetzte, was für ungeheure Veränderungen in der Welt vor sich gegangen wären, wenn Deutschland den Weltkrieg gewonnen hätte.

„Frankreich“, so führte er aus, „hätte mindestens Dünkirchen, Calais und das Becken von Briey ebenso wie seine Kolonien verloren. Es wäre gezwungen worden, eine ungeheure Kriegsentschädigung zu zahlen. Deutschland hat im Laufe der Feindseligkeiten viele seine Absichten nicht verheimlicht und mehrmals seine Kriegsziele veröffentlicht; bis auf den Tag, an dem es seine Hoffnungen zusammenbrechen sah, hat es immer die Absicht gehabt, uns auf ewig zu vernichten. Es hätte sich übrigens, darüber kann kein Zweifel bestehen, auch den Alliierten gegenüber in keiner Weise zurückhaltend gezeigt.“

Nur der Einigkeit der Alliierten sei es gelungen, dieser „ungeheuren Gefahr“ zu entgehen. Frankreich habe das Recht, an diese Besorgnisse der Kriegszeit zu erinnern, wenn es heute die Ausführung eines Vertrages fordere, bei dessen Abfassung es Beweise einer „Mäßigung“ abgelegt habe, die von zahlreichen Franzosen als „übertrieben“ angesehen worden sei. Er exemplifiziert dann weiter an dem Beispiel von 1871 und stellt eine Rechnung auf, deren Zahlen nur beweisen, wie unvernünftig der Frieden von 1919 verglichen mit dem Frieden von 1871 war.

Eine Antwort an Stresemann enthalten diese historischen Reminiszenzen nur insoweit, als er sein Zahlenmaterial von anno dazumal im Gegensatz zu den Reparationsziffern des Kanzlers bringt. „Diese Zahlen,“ so meint Poincaré, „bildeten verläßlichere Garantien als diejenigen, die gestern der neue Kanzler gelegentlich der Aufzählung der Zahlungen anführte, die Deutschland schon geleistet haben soll. Die Wiedergutmachungskommission hat die tatsächlich geleisteten Zahlungen genau abgeschätzt und zwar nach einer eingehenden Untersuchung. Sie ist einstimmig zu ihren Schätzungen gelangt. Es wäre also vergeblich, wenn man behaupten wollte, daß Deutschland bereits 42 Milliarden Goldmark oder 25 Milliarden Goldmark bezahlt habe, wie es ein Wirtschaftsinstitut in Washington behauptet haben soll. Es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, dieses Wirtschaftsinstitut aufzutreiben. Es figuriert nicht im Congressional Directory, dem offiziellen Jahrbuch der Bundeshauptstadt.“ (Das Institute of Economics, gegen das Poincaré hier polemisiert, ist als Zweig der Carnegie-Stiftung erst 1922 errichtet worden; die größten politischen und wissenschaftlichen Finanzautoritäten Amerikas gehören ihm an. Die Red.)

„Diese willkürlichen Schätzungen beweisen uns jedenfalls, zu welch eigenartigen Schlüssen wir gelangen würden, wenn internationale Sachverständige jetzt darauf vertrauen würden, daß deutsche Zahlungsfähigkeit abzuschätzen, sich habe nicht notwendig, darauf hinzuweisen, daß unsere Ansicht in diesem Punkte sich nicht ändern wird.“

Frankreich hat nach 1870, so meint Poincaré, es fertig gebracht, seine Finanzen in Ordnung zu bringen, trotz seiner Verstümmelung, das Land wieder aufzurichten und ihm seine Wohlfahrt zurückzugeben, ohne Anstrengungen machen zu müssen, die über die menschlichen Kräfte hinausgingen. „Wir haben gearbeitet, einen guten Willen gezeigt und sind in der Achtung der Welt gestiegen.“ Wir wollen uns nicht als Beispiel hinstellen, nicht einmal unseren Feinden von gestern gegenüber, aber was wir vor 53 Jahren getan haben, können sie heute versuchen. Wenn sie sich dazu nicht entschließen, so werden sie uns zwingen, ihnen gegenüber die Drohungen in die Tat umzusetzen, die sie damals an uns richteten, nämlich: Bezahlt uns, oder wir bleiben.“

Liebeswerben um Amerika.

Eigener Dienst der „Vossischen Zeitung“.

* **Paris**, 26. August.

In der zweiten Rede, die Poincaré mittags in Gegenwart des Kriegsministers in dem Dorfe Condrécourt hielt, bedauerte er, daß die französisch-amerikanische Einigkeit, die während des Krieges geherrscht, den Krieg nicht überdauert habe. Der amerikanische Senat habe das Werk seines Präsidenten, nämlich den Frieden von Versailles, nicht ratifiziert. „Wie bedauerlich aber auch,“ so erklärt Poincaré wörtlich, „dieser Beschluß gewesen ist, so haben wir trotzdem vertrauen, daß er keineswegs gegen uns gerichtet war. Wenn er auch zur Wirkung hatte, uns in der Ausführung des Vertrages des offiziellen Beirandes der Vereinigten Staaten zu berauben, so sollte er trotzdem die Gefühle, die die beiden Länder verbinden, in keiner Weise berühren. Wir haben uns nicht gelästigt; trotzdem die Vereinigten Staaten ihre Truppen vom Rhein zurückgezogen und in der Reparationskommission nur einen Beobachter gehalten haben, statt eines offiziellen Vertreters, so haben sie trotzdem nicht aufgehört, mit Sympathie die „ungeheure Wiederaufbauarbeit“ zu verfolgen, die wir in den zerstörten Gebieten geleistet haben, ebenso wie die Etappen, die wir täglich auf dem Wege des nationalen Wiederaufbaus zurücklegen, und die Forderungen, die wir zur Verteidigung unserer Rechte vorbringen.“

Die amerikanische Regierung hat es wohl verstanden, unsere Methode weder zu billigen noch zu mißbilligen, da sie durch den Vertrag nicht gebunden ist. Die Reserve, die sie in dieser Hinsicht wahrt, ist ein natürlicher Beweis für die „freundschaftliche Unparteilichkeit allen Alliierten gegenüber“. Aber das amerikanische Volk findet es in seiner sehr großen Mehrheit gerechtfertigt, daß wir, da wir von Deutschland nicht bezahlt sind, Pfänder ergriffen haben, und daß wir diese gegen leere Versprechungen nicht aufgeben wollen. Ein Volk, welches seine Zeit in Beratungen, Verzögerungen und leeren Klagen verbrötelt, würde unseren amerikanischen Freunden als ein Narr erscheinen, das unfähig und schwach ist. Ein Volk hingegen, das weiß, was es will, ist immer sicher, ihre Achtung und ihre Zuneigung zu behalten. Dazu kommt, daß die beste Methode, Hilfe nicht nur vom Himmel, sondern auch von den Menschen zu erhalten, darin besteht, zuerst einmal sich selbst zu helfen.

„Diese Ueberzeugung war es, die uns an die Ruhr geführt hat. Alles, was vorher geschah, alles, was nachher geschah, bekräftigt uns in unserer Ueberzeugung, daß wir Recht gehabt haben.“

*

Poincarés Reden stellen offenbar keine Beantwortung der Kanzlerrede auf dem Industrie- und Handelstag dar. Poincarés Text fand schon fest, als der Wortlaut der Riesenrede in Paris vorlag. Er hat sich nur einige für die Gelegenheit passende „Rosinen“ aus dem Kuchen genommen und dabei zum mindesten erreicht, daß er ebensoviele namhafte Amerikaner mit der Desavouierung des Institute of Economics vor den Karf gestoßen hat, wie er in seinen Komplimenten an die Adresse des amerikanischen Volkes zu gewinnen hoffte. Die eigentliche Antwort steht also noch aus; bei der Fülle der Kriegerdenkmäler, mit denen Frankreich unter dem eifrigen Patronat Poincarés gesegnet wird, kann aber die Gelegenheit dazu nicht ausbleiben.

Die beiden Oestreich.

Die Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers“ schreibt uns zu der Erklärung des Professors Paul Oestreich, ihr Mitarbeiter Dr. Paul Oestreich sei tatsächlich in Chile gewesen und befindet sich erst wieder seit einigen Monaten in Deutschland.

Krise in der Staatsoper.

Stiedrys Entlassungsgesuch.

In der Staatsoper ist es über Nacht zu einer Dirigentenkrise gekommen, die das Berliner Musikleben mit dem Verlust einer führenden Persönlichkeit bedrohi.

Die gestern von uns gemeldete Berufung Erich Kleibers zum Nachfolger Leo Blechs hat Dr. Fritz Stiedry veranlaßt, seine Entlassung einzureichen. Man wird zugeben, daß es Stiedry mit Recht als eine kränkende Zurücksetzung empfindet, wenn über seinen Kopf hinweg ein anderer, in Berlin mindestens noch Unbewährter zum Generalmusikdirektor der Staatsoper berufen und damit Stiedrys Stellung dem Neuankömmling unterzuordnen wird. Hinzu kommt, daß diese Ernennung anscheinend mit den Vereinbarungen im Widerspruch steht, die mit Stiedry getroffen war. Die neu zu berufende Kraft sollte danach diesem beigeordnet werden, während Stiedry ihr sich fest unterstellen soll.

Der äußere Anlaß zum Bruch mit diesen Abmachungen ist anscheinend die Tatsache, daß Kleiber in Mannheim nach dem plötzlich erzwungenen Rücktritt des dortigen Intendanten die Position eines bevollmächtigten Opernleiters angeboten worden war. Diese Berufung hat Kleiber offenbar zununsten Stiedrys ausgeschlagen, der nun die Konsequenzen zieht und gehen will. Ob das Ministerium das Abschiedsgesuch Stiedrys annehmen wird, soll sich, wie wir hören, heute nachmittag entscheiden. Vielleicht gelingt es, die berechtigte Verstimmung Stiedrys zu beseitigen und ihm die Befugnis einzuräumen, auf die er mindestens moralisch Anspruch hat, wenn dies der mit Kleiber geschlossene Vertrag überhaupt zuläßt.

Zu bedauern ist, daß durch das allzu diplomatische, gewiß nicht einwandfreie Verhalten der Berliner Intendanz eine so jähe Verstimmung bei Stiedry überhaupt erzeugt werden konnte. Geht er wirklich, müßte man den Verlust eines der feinsten Operndirigenten Deutschlands bedauern. Leistungen wie „Die Gezeichneten“ und „Othello“ wie „Freischütz“, „Rosenkavalier“ wie „Barbier von Bagdad“ und Pariser „Tannhäuser“ werden ihm die Opernfreunde nicht vergessen.

Wie wir hören, wird Stiedry für den Fall seines Rücktritts, der angesichts der Rechtsgültigkeit des Kleiberschen Vertrages leider als wahrscheinlich anzusehen ist, sich ins Ausland begeben. Rußland, Spanien und Schweden wären die nächsten Ziele dieses Künstlers, an dessen Verlust über Berlin hinaus das gesamte deutsche Musikleben beteiligt ist.

*

Auch das Deutsche Opernhaus hat nach dem Rücktritt Krasselts, Mörikes und nun auch Waghalters seine Dirigentenkrise, von der allerdings gestern abend nichts zu merken war. Gestern trat nämlich das Haus in seine Winterspielzeit ein, nicht mit einer Erst- oder Neuaufführung, sondern mit der „Meistersingern“ in der hinlänglich bekannten Besetzung. Doch am rosenbekränzten Pult saß, begrüßt bei seinem Erscheinen und nach den Abschlüssen stürmisch gefeiert, Bruno Walter. Mich hat die Aufführung mit Sorgfalt aufgefrischt, und so erlebte man eine befriedigende, das herkömmliche Charlottenburger Niveau mehrfach beschämende Wiedergabe des epischen Klanggedichtes, in dem Genie und Regel sich so ergötzlich streiten.

Schließung der Bibliothek der Medizinischen Gesellschaft. Die Berliner Medizinische Gesellschaft ist infolge der hohen Gehälter gezwungen, bis auf weiteres ihre Bibliothek zu schließen.

Deutsch-russischer Austausch von Theaterkunst. Von den staatlichen Leitern der russischen Sowjetbühnen und von der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger soll, wie wir erfahren, eine Organisation ins Leben gerufen werden, deren Zweck der Austausch wertvoller Bühnenkunst durch wechselseitige Gastspiele werden soll. Der Generaldirektor der Sowjetbühnen aus dem Distrikt Moskau, Nemirowitsch, soll mit dem Präsidenten der Bühnengenossenschaft, Rickelt, bereits das nächste Arbeitsprogramm besprochen. Es ist beabsichtigt, in Rußland mit einem deutschen Ensemble Wagneropern zur Aufführung zu bringen. Die Generalverwaltung der Sowjetbühnen plant, ihr staatliches Ensemble nach Deutschland auf Gastspiele zu senden.

Versammlung deutscher Philologen. Die 54. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, deren Programm wir kürzlich mitgeteilt haben, beginnt in Münster i. W. am 26. September (nicht, wie irrtümlich gemeldet wurde, bereits am 26. August).

Die Pläne der Holländer-Bühnen. Die Holländer-Bühnen eröffnen die neue Spielzeit Sonnabend, den 1. September, zwar in Groß Schauspielhause mit einer Neuinszenierung von Shakespeares „Sommernachtstraum“, in den Kammerspielen mit Strindbergs „Fräulein Julie“ und „Jongleur und Sankerein“ und im Deutschen Theater mit einer Wiederaufnahme des Sieveckingschen Schwankes „Das Krokodil“. Die ersten Premieren der Spielzeit werden sein: Im Deutschen Theater eine Neuinszenierung des „Kaufmanns von Venedig“ und Shaws „Pygmalion“; in den Kammerspielen als Neuheit von Hermann Bahrs 60. Geburtstag, dessen Lustspiel „Die Kinder“ um im großen Schauspielhause die Müllerschen Operette „Der Bettelstudent“, außerdem Uraufführungen neuer Werke von Heinrich Mann, Ernst Toller und ein in Deutschland bisher noch nicht gespielter italienischer Autor Luigi Pirandello.

Aus den Theatern. In der Staatsoper gastiert Mittwoch Zenaida Jurjewskaja als Mimi, Donnerstag singt Helene Wildbrunn die Donna Anna, und Sonntag die Isolde, Freitag Mona Lisa mit Barbara Kemp.

Im Lessing-Theater geht unter der Sommerdirektion Treu als letzte Neueinstudierung Max Haldes Schauspiel „Der Strom“ am Mittwoch, dem 29. August, erstmalig in Szene.

Die Ruhr im Mittelalter.

Von

Edler W. Grashoff.

Diese Studie ist ein Auszug aus dem Aufsatz „Aus der kunstgeschichtlichen Vergangenheit des rheinisch-westfälischen Industriegebiets“, der sich mit diesen Beiträgen anderer Verfasser über Landwirtschaft, Volkskunde, Wirtschaft, Volksgeist, Dichtkunst, Lebensgefühl des Ruhrgebiets in dem schönen reich illustrierten Buch „Das Land an der Ruhr“ (Deutscher Kunstverlag, Berlin) findet.

Die Grafschaft Mark, der Kern des heutigen rheinisch-westfälischen Industriegebiets, ist relativ kulturarm. Zwar ist das märkische Land niemals selbständiges Kulturzentrum gewesen wie etwa das Rheinland mit Köln. Dazu fehlte der sammelnde Brennpunkt eines kirchlichen oder weltlichen Fürstenhofes oder einer überragenden Hauptstadt. Als einzige Stadt erhielt sich Soest durch den ganze Mittelalter eine eigene künstlerische Schule. Dortmund, ebenso wie Soest am Hellweg, der uralten Heer- und Handelsstraße gelegen, hat zwar gleicherweise beachtenswerte künstlerische Leistungen aufzuweisen, doch sind diese nicht ebenso bodenwüchsig.

Das frühe und rasche Aufblühen von Soest, seine während des ganzen Mittelalters für Westfalen den Ausschlag gebende Bedeutung als Handels- und Hansestadt, brachte mit dem zusammenströmenden Reichtum und einem kraftvollen, schlichten Bürgertum eine stolze, großzügig herbe, charaktervolle Architektur zuwege. Ihren vorzüglichsten Ausdruck suchte und fand die künstlerische Betätigung und der Kulturwille im Dienst der Kirche.

Urkundlich finden wir eine schon im 7. Jahrhundert von Erzbischof Kunibert von Köln erbaute Kirche an der Stelle der heutigen Petrikirche, das früheste christliche Gotteshaus auf westfälischem Boden überhaupt. Von den heutigen Soester Kirchen ist der erhaben-patrokinskonsdom die älteste. Er hat, wie vielfach die mittelalterlichen Kirchen, mehrere Aus- und Umbauten erfahren; sie gestalteten ihn immer großzügiger, bis er im Anfang des 13. Jahrhunderts den krönenden Abschluß in seiner einzigartigen Westanlage fand, die ihn zu einem der stolzesten mittelalterlichen Bauwerke macht.

Die zweite, gleichfalls durch ihren Handel bedeutende Stadt im Mittelalter ist Dortmund. Sie entwickelte sich in mancher Hinsicht ähnlich wie Soest: stets Kampf der Bürger um Freiheiten, bis aus der Reichsstadt, in der als königlicher Beamter der Graf von Dortmund Hof hielt, die freie Hansestadt wurde, stark genug, wie Soest Fehde und Krieg mit mächtigen Feinden zu führen und siegreich zu beenden. Weniger glücklich freilich als